



Der „Urheinrich“.

Von Hans Feigl.

Immer reicher windet sich um Gottfried Kellers Namen der Lorbeerkranz. Und wenn unlängst ein kecker Schnabel, um kein schärferes Wort zu gebrauchen, sich zu der Ungeheuerlichkeit verstieg, von dem faden, langweiligen Gottfried Keller zu sprechen, so ehrt solchem Unterfangen gegenüber die große Zahl der gebildeten, lebensernsten Deutschen in Meister Gottfried den Dichter, dessen Ruhm bereits ins Zeitlose ragt. Ob er wirklich seit Goethes Tod, wie es nachdrücklich ein bedeutender, jüngst verstorbener Literaturhistoriker versichert, unser Größter war, möge hier unerörtert bleiben. Seine hohe Kunst, die männlichherbe Schönheit seiner Prosa und seiner Verse hat Tausende gelobt und wird sicherlich nachfolgenden Geschlechtern dergleichen edelsten Genuß bereiten.

Und allen voran der „Grüne Heinrich“. Wer bei diesem Meisterwerke ungerührt blieb, wessen Seele hier nicht mächtig bewegt ward, der hat der Dichtkunst Sprache nie vernommen, nie sie gefühlt. Man hat auch da des öfteren Vergleiche angestellt, die Entwicklungsgeschichte des Heinrich Lee an der des Wilhelm Meister gemessen, von welchem Goetheschen Werke der Kellersche Roman ja auch beeinflusst war. Mehr als jede andere Schöpfung des Schweizers wird der „Grüne Heinrich“ gelesen, bewundert und geliebt; hundertfältige Wirkung ist von diesem klassischen Werke auf unsere Dichtung ausgegangen. Freilich nur die Kenner und die engere Kellergemeinde wußten, daß neben der bekannten, im Umlaufe befindlichen Fassung des „Grünen Heinrich“ noch eine ältere existierte, lange vor der endgültigen entstanden, sozusagen ein „Urheinrich“, aus den Tagen von Kellers Sturm, Drang und Not.

Aber selbst unter denen, die von der Existenz dieser ersten Form Kenntnis besitzen, dürften nicht allzu viele in den vier alten vergilbten Bänden

geblättert haben, denn diese Urfassung ist fast völlig selbst auf dem Antiquarbuchermarkt verschollen. Taucht sie dann und wann einmal auf, dann müssen die Bände mit schwerem Gelde bezahlt werden¹⁾.

So war denn bis vor kurzem die Urgestalt des berühmten Kellerschen Romans nur wenigen Sammlern oder Feinschmeckern zugänglich. Keller hat nämlich selbst, als die Umarbeitung der Jugenddichtung in den Jahren 1879 bis 1880 bei Goeschen erschien, die Restauslage aufgekauft und behielt sich nur wenige Exemplare davon, indes Schwester Regula mit den übrigen einen Winter hindurch den Ofen heizen mußte. Rührend und seltsam ist die Entstehungsgeschichte dieses ersten „Grünen Heinrich“. Der Idee nach schon lange vorher gefaßt, war dieser Entwicklungsroman eines an seiner Kunst und seinem Leben scheiternden Künstlers in der Berliner Zeit 1851 bis 1855 entstanden, da der Dichter fern seiner geliebten Schweizer Heimat sich sein Leid und sein Kämpfen von der Seele schrieb. Immer wird uns der Briefwechsel, den Gottfried Keller damals mit seinem Verleger Viehweg führte, einen tiefen Einblick in das ein wenig wunderliche, stets aber aufrechte und wahrhaftige Wesen des großen Schweizers gewähren. Bittere Tage waren damals wieder über Keller gekommen, darunter nicht wenige, an denen er gedarrt und buchstäblich gehungert.

In dieser Not faßte er endlich den Plan, an die Abfassung seines Romans zu gehen. Im Jahre 1850 schloß er mit dem bekannten Braunschweiger Verleger Viehweg einen Vertrag, demzufolge der „Grüne Heinrich“ in drei Bänden im Spätherbste desselben Jahres auf dem Büchermarkt erscheinen sollte. Aus den Monaten wurden Jahre. Viehweg hatte es der Held des Romans förmlich angetan, der Verleger war in ihn derart verschossen, daß er in spannungsvoller Erwartung der Fortsetzungen harrte. Denn der Dichter hatte zwar die ganze Romankomposition im Kopfe, aber auch nur dort und lieferte, mühsam in der Niederschrift vorwärts schreitend, in immer wieder sich hinausziehenden Zwischenräumen nur Bruchstücke seines „Grünen Heinrich“ ab. Viehweg schmeichelte, wütete, drohte, drohte mit Klage, alles lange vergebens. Keller blieb all diesen Vorstellungen und Ermahnungen gegenüber größtenteils ungerührt. Ja, er konnte, trotzdem er von Viehweg namhafte Vorschüsse auf das Werk erhalten hatte, gelegent-

¹⁾ Vielleicht erzähle ich einmal in einem der kommenden Jahrgänge dieses Kalenders, wie ich zu meiner ersten Ausgabe des „Grünen Heinrich“ kam. Sie war nämlich vorerst unvollständig, erst später wurde sie komplett durch die Auffindung eines nicht beschnittenen unaufgeschnittenen (nämlich des zweiten) Bandes.

lich sackt grob werden. Auch in späterer Zeit, da Keller bereits einen hochgeachteten Namen in der deutschen Literatur innehatte, war es um die Ablieferung der Manuskripte bei dem Dichter recht schlecht bestellt. Mit Recht hebt sein Biograph Bächtold hervor, daß für den Poeten lediglich die Erfindung und das stille Ausdenken seiner dichterischen Pläne Reiz hatte. Sobald es an die schriftliche Ausführung ging, wurde ihm das Geschäft lästig und er stellte sich ihm mit einer gewissen Gleichgültigkeit, ja Feindseligkeit entgegen.

So stand es auch damals in den fünfziger Jahren bei Abfassung des „Grünen Heinrich“. Monate hindurch hielt Gottfried Keller die Korrekturbogen zurück und gab sie nur auf Drohungen hin aus der Hand. Im Briefwechsel mit Viehweg nachzulesen, wie der ungeduldige Verleger, der auf der anderen Seite wieder Engelsgeduld bewies, nichts unversucht ließ, um seinen Autor zu etwas rascherer Produktion zu bewegen, wird immer ein eigenartiger Genuß bleiben und überdies ein seltener, weil diese Korrespondenz „unerquicklich für die Beteiligten, sehr ergötzlich für den Zuschauer, wohl nur ein einzigesmal in der Hausgeschichte des deutschen Buchhandels vorkommt“. Ließ es sich doch Viehweg nicht verdrießen, Keller sogar zu sich nach Braunschweig einzuladen, damit dieser dort die nötige Sammlung zur Fortsetzung und Vollendung des Werkes finden möge. Der kraßbürstige Dichter aber ließ den Verleger, der, wie sobald nicht ein zweiter Verleger, voll warmen menschlichen Anteils an seines Autors Schöpfung war, ohne jede Antwortzeile. So verstrich Jahr um Jahr, bis sich endlich der Roman dem Abschlusse näherte. Inzwischen waren aus den ursprünglich für das Werk geplanten fünfundzwanzig bis dreißig Bogen hundert-sieben Bogen geworden. Am Palmsonntag 1855 „schmierte“ der Dichter nach seinem eigenen Geständnisse das letzte Kapitel „buchstäblich unter Tränen“ zu Ende.

Das ist die äußere Geschichte des Kellerschen Jugendwerkes. „Die Hand möge verdorren, welche je die alte Fassung wieder zum Abdruck bringt.“ So soll Keller nach Bächtolds Worten ordentlich geflucht haben, als er 1879 die längst und immer wieder geplante Umarbeitung seiner großen Selbstbiographie endlich unter Dach und Fach gebracht hatte. Von jeher war Keller seinem Erfling ungemein kritisch gegenübergestanden, hatte schon im Vorwort damals die strengste Sonde an ihn gelegt, sich seiner in Stil, Ausführung und Komposition nahezu geschämt und eben deshalb die Dichtung umgeformt. Und nun, nach fast sechzig Jahren seit des ersten „Grünen Heinrich“ Erscheinen und nach beinahe fünfundzwanzig Jahren seit des

Poeten Tod kommt Kellers späterer Verleger selbst, veranstaltet trotz dem grimmigen Fluche des Dichters einen Neudruck der schier verschollenen Jugendausgabe und legt uns den alten vier Bände füllenden Entwicklungsroman gleich in zwei Ausgaben, einer für Bücherfreunde berechneten und einer sogenannten Studienausgabe vor, hierbei unterstützt von dem Zürcher Professor Emil Ermatinger, dem unermülichen Kellersforscher und sachkundigen Verwalter des Kellerschen Nachlasses.

Sollten wir uns deshalb erbosen, gar etwa in das fluchende Wort des Dichters einstimmen? Das hieße am Buchstaben kleben, übersehen, daß das Bild der schöpferischen Persönlichkeit Kellers seit Jahr und Tag festumrissen dasteht und keine Verdunkelung mehr zu befürchten hat. Zudem läuft in wenigen Jahren die Schutzfrist für die Werke Meister Gottfrieds ab, so daß dann jedermann zum Wiederabdruck auch der Urgestalt des „Grünen Heinrich“ befugt sein wird. Gerne soll daher Herausgeber und Verleger Absolution erteilt werden: Keller kann nicht mehr verlieren, sondern nur gewinnen. „So wenig Goethe,“ sagt Ermatinger im Vorworte zum bibliophilen, der Studienausgabe vorangegangenen Neudruck, „dadurch kleiner geworden ist, daß wir in Wilhelm Meisters theatralischer Sendung die Vorstufe zu den „Lehrjahren“ kennen lernten, so wenig wird die Neuauflage der ersten Fassung des „Grünen Heinrich“ Kellers Ansehen schmälern.“

Es hat übrigens immer welche Kellerverehrer gegeben, die den „Urheinrich“ der zweiten Gestaltung vorzogen. Das sind freilich nur immer einzelne gewesen, wie der verstorbene Berliner Dramaturg Otto Brahm. Die gingen sogar manchmal so weit, zu behaupten, dem Jugendwerk eigneten reichere poetische Schönheiten und es überträte an dichterischer Kraft die endgültige Fassung. Das trifft sicherlich nicht zu, wenngleich die erste Form trotz ihrer Breite an allen Ecken und Enden den kommenden großen Dichter ahnen läßt und der eigenartigen Reize in Hülle und Fülle birgt. In der Urform läßt Keller noch den Roman in einen „zypressendunkeln“ Schluß ausklingen, seinen Helden sterben. Es war der Keller der schweren ringenden Jahre, der dies pessimistische Ende schrieb. Der verstehende, gereifte Dichter am Schlusse der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, der die Welt nicht mehr romantisch, sondern mit hellen Wirklichkeitsaugen besah, der Staatschreiber Gottfried Keller ließ Heinrich Lee aber weiter am Leben, denn er wußte, daß man nicht sobald am inneren oder äußeren Elend stirbt. Viel ist um dieses Ende des Helden debattiert worden, zweifellos aber entspricht der optimistischere, lebensbejahende Schluß weit mehr unserm Fühlen und

dem wirklichen Menschengeschehen. Hatte doch schon der Verleger Viehweg, wenn auch vergeblich, um des Helden Leben gesleht. „In dem Jungen ist zu viel Originales und Urwüchsiges, als daß er verkommen darf.“ So wenig Keller selbst, dessen Jugendgeschichte uns ja in dem „Grünen Heinrich“ erzählt wird, trotz allem herben Mißgeschick und trotz dem Scheitern fast aller seiner Pläne, zugrunde ging, sondern sich durch alle schwere Not männlich durchrang und zum Staatschreiber seiner Heimatstadt emporarbeitete.

„Das Unglück des Buches liegt in seiner Entstehungsweise. Der Verleger fing gleich an zu drucken, als er etwas Manuskript hatte“, so schrieb Gottfried Keller an den Wiener Hebbelbiographen Emil Kuh, der ordentlich erschrak, als er hörte, der Dichter wollte den Roman „aus seiner subjektiven und unwissenden Limmelzeit“ umarbeiten, die „Unberatenheit des Machwerkes verschwinden“ machen. „Produktionen, wie der ‚Grüne Heinrich‘ eine ist, vertragen keine Umbildung, ohne dadurch in ihrem Lebenspunkte verletzt zu werden. Auch ‚Wilhelm Meister‘ hat Gebrechen, auch der ‚Faust‘ unseres größten Dichters, und diese Gebrechen tilgen wollen hieße die ‚Gebrechlichkeit der Welt selbst aufheben wollen . . .“ So beschwört Emil Kuh schon im Jahre 1871 den Dichter, es bei der Urform bewenden zu lassen. Dennoch war die alte Fassung Keller ein Dorn im Auge, Ende der siebziger Jahre fiel die Jugenddichtung in ihrer ursprünglichen Gestalt. Der neue „Grüne Heinrich“ wurde ein „Ich“-roman, indes früher Held und Dichter abwechselnd am Erzählen waren, Heinrich Lee stirbt nicht mehr, sondern bleibt am Leben und kämpft weiter. Dennoch, trotz mancher Unbeholfenheit in der Gesamtkomposition, möchten wir heute den jugendfrischen, genialisch-naiven „Grünen Heinrich“ in seiner Urgestalt nicht missen. Dank der Veranstaltung des Cottaschen Hauses gehört nun auch der „Urheinrich“, der bisher nur von ganz wenigen geschlürft worden war, der Allgemeinheit an.

Und nun noch ein Wort über die Ausstattung der für Bücherfreunde berechneten Ausgabe. (Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Nach der ersten Fassung von 1854—55. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart-Berlin. Vier Bände. M 65.) Sie stand unter der künstlerischen Leitung F. W. Kleuckens, dessen Fraktur, die Kleuckens-Fraktur, für die vier Bände in Verwendung kam. Alle Achtung vor der wohlthuenden Sauberkeit, mit der die Wittichsche Hofbuchdruckerei in Darmstadt das Werk herstellte: ein Nur-Typophile mag sich an der eleganten Pracht dieser schlanken Typengestalten ergötzen. Die Wahrheit aber erfordert es, zu sagen, daß der Satz zu kompess wirkt und deshalb die Lektüre zu einer ziemlich

anstrengenden macht. Viel angenehmer liest sich die Studienausgabe mit ihrer offenen, breitangelegten Schrift. Auch über die Zweckmäßigkeit des in ein unschuldsvolles blendendes Weiß gehüllten goldgepressten ziegenledernen Einbandes ließe sich ein Wort reden. Rätselhaft bleibt es auch, warum uns der verdienstvolle Herausgeber das selbstkritische, ungemein charakteristische Kellersche Vorwort der ersten Ausgabe vorenthielt, ein Fehler, den glücklicherweise die Studienausgabe wieder gutmachte. Alles in allem gebührt aber dem Cottaschen Hause, das sich bescheidenlich erst auf der letzten Seite hinter dem Druckvermerke als Verleger anführt, für die pietätvolle Sorgfalt, die sie an die Ausstattung der in 1250 Exemplaren gedruckten, auf van Geldern = Büttens hergestellten Vorzugs = Ausgabe wendete, der Dank der Bibliophilengemeinde.

